Nr. 22 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Die Säge von Mariels.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage nahm Moses seine Arbeit im Steinbruch des Galanti wieder auf. Als er am frühen Morgen hinausschritt und an der Säge vorüberkam, stand Jost Muheim an der Straße. Ihre Blicke kreuzten sich. Es war Moses, als ob er grüßen sollte, allein er sah, wie ein gehässiges Lächeln über des Alten Züge glitt, während er ihn herausfordernd anschaute. Da ging er schweigend und mit gesenktem Kopf vorüber. Auf dem ganzen Wege aber schleppte er etwas Schweres mit sich. Die hoffnungsfrohe Heiterkeit und Ungezwungenheit, die er gestern mitgebracht hatte, waren hinweggewischt. Er fühlte das alte drückende Unbehagen. Dann begann ein fremder Zorn in ihm zu sieden. Warum waren die Marielser nicht wie andere Menschen, freundeten sich mit ihm an und ließen ihn seiner Wege gehen!

Der heimliche Zorn verließ ihn den ganzen Tag nicht. Er saß mit Hammer und Meißel über einem großen Granitblock. Wenn ein Nebenarbeiter ein Gespräch anhob oder ein Scherzwort herüberwarf, gab er einsilbigen Bescheid. Es war ihm heiß im Innern, und er mußte immer wieder tief den Atem ziehen, um die belastete Brust freizubekommen.

Als Feierabend wurde, schritt er mit den übrigen heimwärts. In Hose und Hemd, den Rock über die Schulter geworfen, kamen sie den Berg herunter und auf die Säge zu, neben welcher der Fußpfad in die Landstraße bog. Als sie den Holzplatz erreichten, stand dort ein mit zwei Pferden bespannter Wagen, auf dem Bretter geladen waren. Jost Muheim, der Fuhrmann des Wagens und ein Taglöhner aus Mariels standen im Begriff, die beiden schlecht geladenen Schichten mit Stricken festzubinden. Ein Teil der Steinhauer schritt vorüber; zwei blieben stehen und tauschten Bemerkungen über das ungeschickte Fuder aus. In diesem Augenblick trat Angelina aus dem Hause und rief Jost hinüber: „Die Bretter halten nicht. Sie liegen zu schräg."

„Freilich halten sie," murrte der Alte vor sich hin und befestigte das Seil an der Wagenachse.

Moses war indessen an der Stelle angelangt und wollte vorübergehen. Da zogen, von Mücken belästigt, die beiden Pferde unversehens an. Die eine Bretterschicht neigte sich nach außen. Das plötzlich auf eine einzige Seite des Wagens geschobene Gewicht der Ladung war zu groß. Ein Rad splitterte und die ganze Last schlug seitwärts, den Wagen überreißend. Angelina stieß einen Schrei aus. Die drei Männer sprangen noch rechtzeitig beiseite, ohne verletzt zu werden, nur Jost Muheim erhielt durch den emporschnellenden Wagen einen schmerzhaften Streich am Arme. Die Pferde aber bäumten sich wild, verwickelten sich im Geschirr und standen im Begriffe, den gestürzten Wagen durchbrennend fortzureißen. Da sprangen die Steinhauer, mit ihnen Moses, hinzu. Es gelang ihnen bald, die Tiere zu beruhigen. Dann griffen sie rüstig an, halfen den Wagen lösen, die Tiere ausspannen und die Bretter, die den Weg sperrten, einigermaßen aufräumen. Maria Lombardi kam heraus. Angelina sprach mit ihr, und sie zankte über die nachlässige Arbeit. Jost Muheim war zornig. Er schimpfte und fluchte, als ob alles andre schuld sei, nur er nicht. Dabei griff er jedoch rüstig an und unter seinen Anweisungen kam bald Ordnung in die Sache.

Josef Hayon.

„Einer in Eurem Alter sollte zuverlässiger sein," tadelte die Sägerin.

„Zum Teufel! Kann ich wissen, daß das Rad schlecht ist," brauste der Urner auf. Dabei faßte er unwirsch nach dem nächsten Brett, das im Wege lag, und der Zufall wollte, daß in diesem Augenblick Moses helfend am andern Ende desselben angriff.

Der alte Knecht war in übelster Laune. Vielleicht hatte er Moses bisher nicht bemerkt und sein Anblick erhöhte seinen Zorn oder gab ihm erwünschte Gelegenheit, sein Mütchen zu kühlen. „Dich brauche ich nicht zur Hilfe," schrie er den anderen an. „Laß das Brett los, Du!"

Moses hielt, wo er hielt. Der rote Kopf fuhr in den Nacken. Er sagte nichts, aber er sah den Alten an, als ob er ihm das Brett über den Kopf schmettern könnte.

„Verstehst Du nicht Deutsch?" schrie Jost.

Da verzog Moses den scharfgeschnittenen bartlosen Mund. „Ist das der Dank, wenn man Euch Tölpeln hilft?"

Der Schimpf traf auch die beiden andern, den Fuhrmann und den Handlanger. Sie

waren über den Unfall nicht weniger aufgebracht.

„Mische Dich nicht in unsere Sache, Lauser," begehrte der Fuhrmann auf.

„Mach, daß Du weiter kommst," schrie der Taglöhner.

Jost stieß am Brett, das Moses noch immer hielt, daß dieser taumelte und beinahe gestürzt wäre. Er wurde weiß wie ein Leintuch, ließ das Brett los und wendete sich zum Gehen, nicht weil die drei Männer tätlich zu werden drohten, nicht aus Furcht, sondern weil er fühlte, daß er im nächsten Augenblicke keine Macht mehr über sich hatte.

Die Aufmerksamkeit der Umstehenden war auf einmal von dem eigentlichen Unfall abgelenkt. Alles achtete auf den Streit. Angelina erbleichte und sah aus ängstlichen Augen. Maria Lombardi wies die Knechte zur Ruhe: „Was braucht Ihr Euern Aerger an dem auszulassen!"

Die Leute schimpften weiter. Der Fuhrmann verteidigte sich: „Man kann sich in acht nehmen vor dem Fluch, dem Aschwanden."

„Das will ich meinen," stimmte Jost Muheim bei, während er noch an den Brettern hantierte. „Ihr braucht nur den Blick zu sehen! Als ob er einen fressen — —"

„Warum laßt Ihr ihn nicht in Ruhe?" sagte Angelina plötzlich, während sich Moses langsam entfernte. Sie stand mitten unter den Männern. „Warum reizt Ihr ihn immer, wenn Ihr wißt, daß er jähzornig ist?" fuhr sie fort. „Er tut Euch doch nichts zuleide, wenn Ihr ihn in Ruhe laßt."

Der Fuhrmann und der Taglöhner sahen das Mädchen erstaunt an. Da sie die Tochter von der Säge war und die Meisterin dabeistand, wagten sie nicht recht, zu widersprechen. Nur Jost wußte, was er sich vermöge seiner langen Dienstzeit erlauben durfte.

„Du hast ja den Narren an ihm gefressen," sagte er zu Angelina. „Du hast ihm immer die Stange gehalten."

Das Mädchen stand sich gut mit dem brauchbaren Knecht. „Ihr solltet Euch schämen, Jost," sagte sie mit schonender Ruhe.

Dann legte sich Maria barsch ins Mittel. „Genug jetzt! Sorgt, daß die Arbeit fertig wird."

Die Steinhauer, deren Hilfe nicht mehr nötig war, verliefen sich indessen. Die Erregung verflaute.

Während Maria ins Haus zurücktrat, ging Angelina sinnend und ziellos die Straße hinab. Ihr tat im Innern etwas weh. Das Mitleid mit Moses regte sich wieder. Sie kannte ihn von Jugend auf. Aber noch nie war ihr wie heute aufgefallen, wie ihm die Menschen auffässig waren. Sie war so in Gedanken versunken, daß sie gar nicht merkte, wo sie stand. Ihr war schwer und eng. Sie begriff die Menschen nicht, war nicht gewöhnt, ihnen zu zürnen und fühlte doch jetzt einen heimlichen Groll gegen sie.

Als sie aufschaute, erblickte sie Moses, wie er neben seinem Hause über den verlotterten Zaun gelehnt stand, der einen kleinen, ihm gehörenden Garten umschloß. Er sah sie nicht; denn er hielt den Rücken gegen die Straße gewendet und stand vorgeneigt. Manchmal war es, als zuckte seine ganze Gestalt. Angelinas Mitleid wallte auf. Sie ging hinab und stellte sich still neben ihn.

„Ist es wegen dem Streit?" fragte sie, ihn anblickend.

Er sah mit eigentümlichen Augen in den Garten hinein und antwortete nicht.

Sie sah aber wohl, daß er gleich nach dem Vorfall bis hierher gelangt sein und hier all die Zeit darüber gegrübelt haben mußte.

„Du mußt es Dir nicht so zu Herzen nehmen," mahnte sie.

Die heiße Mittagssonne lag auf ihnen beiden. Moses' Haar glühte. Jetzt wendete er ihr das Gesicht zu, das eigentümlich bewegt war; man wußte nicht, was darin arbeitete: Zorn oder Verdruß oder Schmerz. Plötzlich sagte er: „Das Böseste ist, daß sie recht haben."

Er sprach gar nicht laut, sah auch Angelina nicht an, als ob er sich vor ihr scheue.

„Was meinst Du?" fragte sie ängstlich.

Er wand sich im Gewand wie vor Unbehagen. „Wenn sie mich so weiter jagen, immer sticheln, hier, da, dort, wie mit Nadeln, weiß ich nicht, was geschieht. Ich nehme nie ein Messer zu mir. Weil es mich jedesmal reißt, stachelt, damit es einem heimzuzahlen — — —"

Das Zittern lief wieder durch seinen Körper. Es war, als würde der ganze Mensch von einem Fieber, einer schweren Krankheit geschüttelt. Man sah, wie er mit sich rang und wie die Gefühle doch Herr über ihn wurden.

Angelina tat ihre Augen weit auf. Sie war noch ein Kind und begriff nicht, wie einen Menschen so etwas ankommen konnte. Sie legte, von ihrem Mitleid dazu gedrängt, die Hand auf diejenige Moses'. „Du mußt nicht so sein," sagte sie, fand nichts anderes zu sagen. Ihre Finger strichen langsam und liebevoll über seine Hand.

Und mit jedem Auf und Nieder der Finger verschwand etwas von der verhaltenen fürchterlichen Erregung, in welcher er sich befand. Er atmete hochauf. Er versuchte auch zu lächeln.

„Man sollte immer jemand wie Dich neben sich haben," sagte er. Er sah ihr dabei ins Gesicht. Aber als sie die Augen erhob und ihn anschaute, wurde er verlegen. Er fühlte eine leise Bewegung des Blutes in den Wangen und schlug den Blick zu Boden. In seinem Verhältnis zu ihr war etwas anders geworden. Er hatte in diesem Augenblick eine dunkle Ahnung von dieser Veränderung. Dann entschuldigte er sich: „Die Mutter wartet mit dem Essen."

Er ging.

Auch Angelina begab sich nach Hause.

*

Nichts beschäftigte Angelina Lombardi so sehr, wie Moses' Stellung zu Mariels. Die Tat seines Vaters hatte in der empfänglichen Seele des Kindes allein schon einen tiefen Eindruck hinterlassen. Dann hatte sie die Unduldsamkeit der Marielser gegen Moses früh als Unrecht empfunden. Diese Empfindung verstärkte sich, während sie heranwuchs, mehr und mehr. Besonders tief aber wurde sie jetzt in der Zeit ihrer körperlichen Entwicklung, in welcher auch die Seele äußeren Eindrücken besonders zugänglich ist. Der Vorfall auf dem Werkplatz zwischen Moses und den Knechten hatte eine starke Wirkung auf sie gehabt. Sie begann über manche ihr bisher gleichgültig gewesene Dinge nachzudenken, vieles mit andern Augen als früher anzusehen.

Das Wesen der Leute von Mariels gegen Moses im allgemeinen und einiger seiner Feinde wie Jost Muheim im besonderen, wollte ihr nicht mehr aus dem Sinn. Allmählich begann aus den Gedanken und der Furcht heraus, daß Moses neue Feindseligkeit begegnen könnte, eine innere Unruhe sie zu befallen, die sie ihm nachgehen hieß und sie zwang, ihn und sein Tun zu beobachten, als stünde sie ihm als Schwester oder Mutter nahe. Sie zitterte und bangte für ihn und suchte aus einem geheimnisvollen Triebe alles zu glätten, was neue Widrigkeiten für ihn herbeiführen konnte.

Moses war ihrer Teilnahme nicht unwürdig. Er war fleißig und nüchtern. Nur begann er die Menschen immer mehr zu meiden, weil er ihrem Mißtrauen lieber auswich.

Angelina sah seine Wackerkeit und arbeitete im stillen weiter für ihn. Es war ihr gelungen, der eignen Mutter eine bessere Meinung von Moses beizubringen, sie wußte auch zu Mariels da und dort ein Wort zu seinem Gunsten zu sagen und sie nahm auch immer wieder seine Partei dem alten Jost gegenüber. Die tiefwurzelnde Abneigung desselben vermochte sie freilich nicht zu brechen, um so mehr, als ein durch das Alter und ein enges unzufriedenes Gemüt verdorbener Charakter den Alten zu einem unleidigen Menschen stempelte.

Da kam in diesen Tagen Joseph Lombardi aus der Lehre zurück, ein an Leib und Geist Erwachsener, der sich in der Fremde Selbständigkeit und Selbstbewußtsein geholt hatte und gleich am ersten Abend seiner Heimkehr durch die Art und Weise, wie er sich im Haus und Geschäft umsah, zeigte, daß er den Meister hervorzukehren gedachte.

Angelina hatte den Bruder mit Ungeduld erwartet. Sie war ihm an die Bahn entgegengegangen und blieb den Abend voll Freude über die vorteilhafte äußere Veränderung, die mit ihm vorgegangen, geflissentlich in seiner Nähe. Joseph war stämmiger und breitschultriger geworden. Seine Gestalt hatte die frühere Magerkeit verloren, die Glieder erschienen zäh und muskelhart, nur das Gesicht hatte noch etwas Karges und zeigte als Merkmal die stark vorspringende schmalrückige Nase. Auf der Oberlippe keimte ein weißblonder Schnurrbart, und die Brauen hatten ebenso kurze, glänzende, weißblonde Härchen wie dieser. Er war gesprächig und ließ sich von der Schwester im Vergnügen des Wiedersehens, das auch er empfand, dies und jenes Neue zeigen, was Haus und Umgebung enthielten. Angelina wurde dann überrascht und leise eingeschüchtert von seiner entschlossenen, etwas großsprecherischen und eigenmächtigen Art, die ihn tun ließ, als hätte nun daheim niemand mehr zu befehlen als er. Während aber eine gewisse Hochachtung für die Ueberlegenheit des Bruders in ihr aufsprang, wurde diese auch wieder gedämpft durch ein Gefühl unbestimmten Unbehagens, das sich ihr aufdrängte, wenn Joseph lachte. Er hatte kein freies, von Herzen kommendes Lachen, sondern verzog den Mund mit einer gewissen Geringschätzung, so daß es aussah, als ob er alle Dinge für viel zu unbedeutend halte, um sich daran zu freuen. Die aufrichtige, im Blute liegende Liebe zu dem Wiederheimgekehrten überwand jedoch diese Bedenken wieder.

Der Tag nach der Heimkehr des Bruders begann für Angelina mit eitel Zufriedenheit. Sie grüßten sich mit Lachen beim frühen Morgenrot und saßen mit der Mutter und dem alten Muheim in kummerloser Eintracht beisammen. Joseph war dem Knechte von jeher am anhänglichsten gewesen und besaß auch mehr als die andern seine Liebe. Die beiden führten ein eifriges Gespräch, an dem sich die Frauen nur selten beteiligten. Nach einer Weile machten sich die Männer an ihre Geschäfte. Joseph packte die Arbeit von Anfang an rüstig an und bewies, daß er seine Lehrzeit wacker ausgenutzt hatte. Der Tag verging unter strengem Schaffen. Er führte die Hausinsassen bei den Mahlzeiten zusammen, und die behagliche Stimmung die zwischen ihnen geherrscht hatte, dauerte an. Am Abend, als schon Feierabend war, schickte Joseph noch einen Wagen Bretter nach dem Bahnhofe. Jost begleitete ihn und sie fuhren eben ab, als drüben Moses in die Straße trat und sich nach dem Dorfe zu gehen anschickte. Angelina ging an seiner Seite. Sie war um Eier bei der Aschwandin drüben gewesen.

Joseph Lombardi stand noch in der Straße und sah dem davonfahrenden Wagen nach. Als er Moses gewahrte, drehte er sich unwillkürlich und sichtlich der Eingebung des Augenblicks folgend, dem Hause zu und wollte sich entfernen. Gerade da rief jedoch Angelina seinen Namen und er konnte nicht wohl anders, sondern mußte stehen bleiben, bis die beiden herankamen.

„Moses will Dich grüßen," sagte Angelina zum Bruder, als sie ihn erreicht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Pfingsten in Brauch und Sitte.

Von Alwin Adé.

Wie alle kirchlichen Festtage ist auch das Pfingstfest von dem Christentum aus einer anderen Religion übernommen worden. Diese leichte Anpassung an die von den Völkern seit altersher gefeierten Feste in irgend einer Form erleichterte dem Christentum ganz außerordentlich die Verdrängung der fremden Religionssitten und Kultgebräuche. Denn nichts haftet länger in der Volkserinnerung, nichts wird schwerer aufgegeben als uralte Kultfeste, die obendrein fast immer auf das engste mit den materiellen Sitten und Gewohnheiten, mit den wirtschaftlichen Lebensbedingungen der feiernden Völker verknüpft waren.

Während die offizielle Einsetzung der christlichen Pfingstfeier erst im Jahre 365 auf dem Konzil zu Elvira in Spanien geschah (zuerst als eintägiges, später dann als siebentägiges Fest; das Jahr 1094 beschränkte schließlich dessen Dauer zugleich mit derjenigen der Osterfeier auf drei Tage), war bei unseren germanischen Vorfahren, ebenso wie den Kelten und Slaven, der Zeitpunkt des späteren christlichen Pfingstens schon längst derjenige eines uralten Frühlingsfestes, das sie zwischen Frühlingsanfang und Sommersonnenwende zu feiern gewohnt waren.

Der Termin der Feier war zwar schwankend, immer aber fiel er von Mitte bis Ausgang Mai. Denn erst dann konnte in der gemäßigten Zone von einer endgültigen Besiegung des Winters geredet werden. Erst dann war nach den schweren Stürmen der Tag- und Nachtgleiche auch in nördlicheren Gegenden in der Natur ein Zeitraum verhältnismäßiger Ruhe eingetreten. Für das Wirtschaftsleben der Germanen lag der Zeitpunkt der Frühlingsfeier ebenso günstig, zumal, nachdem sie von der Weidewirtschaft zum Ackerbau übergegangen waren. Denn eben erst war die Lenzflur (Sommersaat) besorgt und eine Pause in den landwirtschaftlichen Arbeiten eingetreten, da alle Brachfrüchte noch unbekannt waren. Nach vollzogener Saat pflegte man die Götter um Segen anzuflehen, daß der Sommer mit seiner Hitze die Früchte des Feldes und der Wiesen zeitigen und sie vor allem Schaden bewahren möchte. Es geschah dies unter Voranschreiten der Priester bei den altgermanischen Flurumzügen und Umritten.

Mit dieser germanischen Kultfeier waren, wie immer bei derartigen Anlässen, wo größere Menschenmassen an den Stammesheiligtümern zusammenzuströmen pflegten, auch die Abhaltung von Gerichtstagen und Stammesberatungen verbunden, die Maifelder der germanischen Stämme. So hielten die Franken z. B. ihre drei „gebotenen Dinge" im Mai, im Herbst und im Hornung, im zeitigen Frühjahr ab, die jeder Stammesgenosse zu besuchen verpflichtet war.

Zu schwelgerischen Schmausereien und Festgelagen, wie sie bei den Germanen zu Martini, der Wintersonnenwende, der Hornungs oder späteren Fastnachtsfeier üblich waren, bot die pfingstliche Frühlingsfeier weniger Gelegenheit. Aus wirtschaftlichen Gründen! Mit Küche und Keller war es zu jener Zeit bei den Hausfrauen ziemlich schlecht bestellt. Daher ist die Zahl der traditionellen Pfingstgerichte und Pfingstgebäcke gegenüber den zu Martini, Weihnachten und Fastnacht üblichen verhältnismäßig nur gering. Nur die Sitte, ein besonderes Getränk, z. B. das Pfingstbier, zu brauen, findet sich häufig.

Wie der Heidenzeit, war auch dem Christentum Pfingsten gleich dem Osterfeste ein überwiegendes Freudenfest. Zu Pfingsten wurde weder gefastet, noch in der Kirche kniend gebetet. Selbst lokale Anklänge an das zur Osterfeier in den Kirchen üblich gewesene tolle Ostertreiben, dem Ostergelächter, der lärmenden Osterposse finden sich vor, allerdings nicht in derartig allgemeinem Maße wie zum Osterfeste selbst. In diesem Sinne wurde z. B. das Pfingstfest bis zum 16. Jahrhundert im Straßburger Münster gefeiert. Zu diesem Zwecke strömte alles, was in Straßburg-Stadt und -Land sich nur irgendwie auf den Beinen halten konnte, in den Dom. Die Landleute zogen schon am Pfingstheiligabend mit ihren Fahnen und Kreuzen, den mitgeführten Reliquien in die Stadt und blieben meistens die Nacht über im Dom, der dann zur allgemeinen Herberge wurde, in der wie sonst getrunken, getollt, gelärmt und die ganze Nacht hindurch der gräulichste Unfug getrieben wurde. Der Hauptclou der Pfingstpredigt aber war die Vorführung der zwei am Orgelfuße befindlichen automatischen Figuren in Abtgestalt; daher auch Koratten genannt, die während der Predigt mittels des Blasebalgs in Bewegung gesetzt wurden. Sie sperrten dann das Maul auf, bewegten Hände und Füße und machten derartige Kapriolen, daß alle Kirchenbesucher in brüllendes Entzücken versetzt wurden. Um den Spektakel noch zu vergrößern, befand sich oben an der Orgel auch noch eine Bauernfigur, hinter welche sich während der Predigt ein mundgewandter Priester oder auch Laie versteckte und auf das zynischste den amtierenden Priester verhöhnte, parodierte, die ganze Pfaffenschaft veralberte und verspottete, die Litanei und die Messe nachäffte, und da oben zum wiehernden Gaudium der gestopft vollen Kirche sang, lachte, fluchte, quietschte, brüllte, schimpfte und sich so rüpelhaft wie nur immer möglich gebärdete.

Besonders lebhaft war die Pfingstfeier immer im skandinavischen Norden, der ja auch alle Ursache hat, sich um ein paar Grad mehr über den endlich gekommenen Frühling zu freuen als der Süden. Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren dort die Pfingstspiele so allgemein, daß sie zu lokalen Stadtfeiern wurden, an denen neben der Obrigkeit sich Reich und Arm, Alt und Jung beteiligten. Die Bürger von je zwei Orten spielten dabei gewöhnlich gegeneinander. Sie rüsteten zu dem Spiele zwei kostümierte Reiterscharen aus, die eine vom pelzvermummten Winter, die andere vom blütenfrohen Frühling geführt. Nach längeren Kampfspielen wurde die Partei des Winters zur Flucht gezwungen. In noch größerer Ausdehnung pflegte der schwedische Adel die Pfingstspiele zu feiern. Hier wurden sie zu Tournieren größerer Art, bei welchen der eine Teil der Spielenden, die in Pelze gehüllt waren und vom Winter geführt wurden, gegen die andere mit jungem Grün geschmückte und vom Blumengrafen geführte Hälfte mit seinen Speeren anlief. Da die Sommerpartei schon von allem Anfange an in der Uebermacht war, war das Schicksal der Winterpartei von vornherein besiegelt.

Auch in Deutschland pflegten zahlreiche Städte derartige Pfingstspiele abzuhalten, von denen ein allerdings nur sehr kleiner Teil bis in die neuere Zeit oder bis in die Gegenwart in den verschiedensten Variationen gekommen ist. So halten in Horgen, im Bezirk Rottweil, die Bürger einen Kostümzug, an dem unter anderem zwei Mohrenkönigin nen, Würste austeilende Köche, der Riese Goliath und David, der Doktor Eisenbart usw. als stehende Figuren teilnehmen.

In anderen, zumal ländlichen Gegenden ist der Rahmen der Feier wesentlich einfacher. So zieht im Schwäbischen der „Pfingstbutz" oder „Pfingstkogel" als Hauptperson hoch zu Roß der maiengeschmückten Dorfjugend voran, mit Musik durch das Dorf. Vor den Häusern der wohlhabenden Bauern wird dabei Halt gemacht und entweder ein humoristisches Lied gesungen oder ein derb spitziger Vers aufgesagt, wofür dann Eier, Würste, Kuchen usw. als Gegengabe entgegengenommen werden, die dann später bei dem Tanze unter dem Maibaum gemeinschaftlich verzehrt werden.

Derartig einfache ländliche Pfingstgebräuche finden sich auch in anderen Ländern Europas. In Rußland ziehen die Dorfbewohner in den Wald, fällen dort unter Gesang und Tanz eine Birke, die dann festlich geschmückt unter Gesang und lärmenden Scherzen im feierlichen Zuge durch das Dorf geführt wird.

In Schottland pflegten die Bergbewohner, nachdem sie die Pfingstmaie im feierlichen Zuge aus dem Walde geholt und durch das Dorf geführt hatten, wieder nach dem Walde zurückzukehren. Dort lagerten sie sich die Nacht über, um dann am frühen Morgen das Aufgehen der Pfingstsonne mit feierlichem Tanz und Sang zu begrüßen.

Teilweise haben auch andere Pfingstveranstaltungen den sonst üblichen Pfingstumzug verdrängt. So ist im Thüringischen und Bayerischen an Stelle des Pfingsrittes das Pfingstrennen getreten. Die Bauern veranstalten wohl auch ein Kranz- oder Löffelstechen, dessen Sieger dann zum Pfingstkönig gewählt wird und nun sich seinerseits die Pfingstkönigin unter den Dorfschönen wählen darf. In Italien und Frankreich hat sich der Pfingstumzug in den Städten aus einem Volksfeste zum luxuriösen Pfingstkorso der oberen Zehntausend gewandelt, während das Landvolk an seinen alten, den deutschen ähnlichen Pfingstgebräuchen noch vielerorts zäh festhält.

Bei vielen dieser Pfingstumzüge hat sich der eigentliche ursprüngliche Kultzweck dieses Umzuges, der uralte Bittgang der heidnischen Priester um die Felder und Wiesen, in der Erinnerung der Feiernden in der Hauptsache verwischt. Andere Kulterinnerungen leben jedoch in merkwürdigen Gebräuchen hier und da noch fort. So brachte in der Anschauung der alten Germanen nicht nur das Umschreiten der Felder diesen, sondern auch das Hinaustreiben des Viehs in den segenbringenden Pfingstmorgen jenem Glück. Daher werden in der Altmark am Pfingstmorgen die Pferde und Kühe der Bauern zum ersten Male auf die Brachweide getrieben. Das Leittier oder das schnellste Tier ist der Vertreter des siegreichen Frühlings mit der „Dausleipe", dem grünen Maienbusch geschmückt. Das schwächste und letzte Tier vertritt im Austriebszuge den Winter. Es ist zum Hohne zwar auch bekränzt, doch darf der Strohwisch als Wintersymbol dabei nicht fehlen. So macht unter dem Spott der Dorfbewohner die bunte Kuh oder das bunte Pferd gar trübselig den Schluß des Zuges.

Wie in der Vergangenheit, ist auch in der Gegenwart eine Pfingstfeier ohne die allgemeinste Verwendung von „Maiengrün" ganz undenkbar. Wer nur irgend ein paar Groschen entbehren kann, schmückt mit diesem Haus und Zimmer. So ist die grünende, zarte junge Birke das allgemeinste äußerliche Wahrzeichen dafür geworden, daß nun Pfingsten wirklich gekommen, das sichtbarste Zeichen, wie sehr die Menschheit sich an der in voller Pracht stehenden Natur ergötzt.

An sich ist dieser Blüten- und Maienschmuck das noch dunkel in der Erinnerung fortlebende übliche Blumenopfer unserer Altvorderen an die Götter, der Maibaum das Symbol des uralten Mal- oder Kultbaumes, unter welchem diese Opfer einst stattfanden.

Um den Malbaum, die Maie, gruppiert sich auch heute noch der Hauptteil der üblichen Pfingstsitten. Im festlichen Zuge unter Spiel und Gesang wird der „Maibaum" durch den Ort getragen und auf dem Hauptplatze eingepflanzt. Um ihn herum wird der Pfingsttanz von Alt und Jung abgehalten.

Eine kleinere Unterform dieses Maibaumes ist das Maibäumchen, welches der verliebte Bursche vor dem Kammerfenster seiner Liebsten in den Boden pflanzt. So stellt in Ostpreußen der Bursch in der Pfingstnacht einen geputzten Maibaum vor des Liebchens Haus. Ist das Mädchen aber launisch, zänkisch oder untreu, so erhält sie einen Strohmann oder einen dürren

Baum hingesetzt. Oft wird vor einem solchen Haus auch noch Asche gestreut oder in der Pfingstnacht eine Katzenmusik gebracht.

Unter dem Maibaum findet in der Rheingegend noch heute in zahlreichen Orten unter der Jugend die Wahl des Maikönigs und der Maikönigin statt. Diese spielen dann an der Pfingstfeier eine gar wichtige Rolle. Sie führen selbstverständlich den Pfingsttanz an und ebenso den feierlichen Umzug, der nach ihrer Wahl veranstaltet wird. Der Maikönig erscheint dabei mit der Krone und dem Zepter, welches ihm die Jungburschen des Dorfes feierlich überreichen. Die Maikönigin trägt ein helles Gewand, ist mit Blumen geschmückt und hat das offene Haar mit goldenem Reif umspannt. Unter Musikbegleitung, umgeben von zahlreichen gewählten „Vasallen", zieht das Maikönigspaar durch das Dorf, um den Honoratioren desselben, dem Pfarrer, Schultheiß, Lehrer usw. die übliche Antrittsvisitte abzustatten, wobei ihnen nicht nur eine gute Bewirtung aufgetischt, sondern auch noch öfters ein kleines Erinnerungsstück an diesen Tag überreicht wird.

Unter dem Maibaum wird in Hessen, Westfalen und dem Rheinlande auch noch das sogenannte „Mailehen" abgehalten. Der Gebrauch kann in seiner heutigen Gestalt nur an die Sitte unserer Altvorderen anknüpfen, zum Frühlingsfeste, dem Zeitpunkte der höchsten Naturentwickelung, auch die Vorgänge des altgermanischen Liebeslebens, Ehe oder Verlöbnis unter dem grünen Maibaum zum Abschluß zu bringen. Ist doch auch heute in Rußland die Sitte noch weit verbreitet, am Pfingstmontag eine allgemeine Brautschau der heiratsfähigen Töchter der Dörfer und kleineren Landstädtchen abzuhalten.

Dem Mailehen liegt die gleiche Absicht zugrunde, wenn sie auch heute noch mit mancherlei Nebenwerk verbrämt ist. Besonders eindrucksvoll gestaltet sich die Feier des Mailehens, wenn sie des Abends beim lodernden Pfingstfeuer abgehalten wird. Die ledigen Burschen ziehen dann des Abends unter Gesang und Peitschenknall auf eine dem Dorf benachbarte Anhöhe. Dort haben sich schon vorher die Mädchen versammelt und das Pfingstfeuer angezündet. Hier nun werden die ledigen Mädchen an die ledigen Burschen meistbietend versteigert. Das gezahlte Geld bildet dann die Kneipkasse für den nachfolgenden Pfingsttanz. Die Versteigerte darf den Kauf verweigern, nimmt ihn wohl auch nur dann an, wenn zwischen ihr und ihrem Käufer schon ein angebandeltes Verhältnis besteht. An verschiedenen Orten gilt die Annahme überhaupt als förmliches Verlöbnis. Das Mädchen heftet dann ihrem Burschen den „Lehnstrauß" an den Hut mit den Worten:

„Heute zur Lehe,
Uebers Jahr zur Ehe."

Der Bursche setzt dann seiner Lehnsbraut den Maibaum und beide sind nun während eines Jahres verpflichtet, nur miteinander zu tanzen.

Die gleiche Sitte des Mailehens findet sich auch in einer Reihe anderer Länder, z. B. in Holland. Hier trägt die Feier den Namen „Pinxterbloem" oder „Pinxterbruid". Die Form der Feier deckt sich im wesentlichen mit der in Deutschland üblichen, nur daß die Grenzlinien der Maikönigin und Mailehensfeier des öfteren ineinanderfließen. —

Regeneration.

Von C. Thesing.

Jahrtausende sind bereits ins Land gezogen, seit der Mensch angefangen hat, sich zum alleinigen Beherrscher des Erdkreises aufzuschwingen; immer fester suchte er diese Herrschaft zu begründen. Der unbelebten Natur so gut wie der Welt der Organismen wußte er in zäher Energie seinen Willen aufzuzwingen, sie seinen Zwecken dienstbar zu machen. Zwar der Kampf ist noch lange nicht beendet und niemals wird er es wohl vollständig werden; mit elementarer Gewalt rüttelt der Riese Erde plötzlich wieder an seinen Ketten, in wenigen Minuten das Werk jahrzehntelanger Arbeit zerstörend, und dem ungezählten Heere der Bakterien und krankheitserregenden Urtierchen fallen aller ärztlichen Kunst zum Trotz jahraus, jahrein noch Hunderttausende blühender Leben vorzeitig zum Opfer. Doch siegreich wird der Streit immer wieder von neuem aufgenommen, im heißen Ringen Stellung um Stellung erobert und sicherer befestigt.

Das stolze Gefühl der Ueberlegenheit über alle anderen lebenden Geschöpfe läßt einen leicht übersehen, daß diese Höherentwickelung doch auch mit mancher Einbuße verknüpft war, daß der Körper des Menschen mit seiner geistigen Entwickelung, die allein ihm diese unbestrittene Vorherrschaft sichert, nicht gleichen Schritt zu halten vermochte, ja, daß seine körperlichen Eigenschaften in vielen Beziehungen, was Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit anbelangt, den auf einer tieferen Stufe organischer Entwickelung stehenden Geschöpfen entschieden nachstehen. Diese körperliche Unterlegenheit gegenüber den niederen Lebewesen beschränkt sich freilich nicht allein auf das Menschengeschlecht, nein, auch seine näheren tierischen Verwandten, die Säugetiere, sind darin in vieler Hinsicht ebenso ungünstig gestellt. Ja, wir haben es hier mit einer Erscheinung von ganz allgemeiner Bedeutung zu tun. Immer und überall können wir die Beobachtung bestätigt finden, daß eine Steigerung der Organisation mit einer größeren Empfindlichkeit verbunden ist und den Verlust zahlreicher, zwar primitiver, darum aber doch oft zweckmäßiger Eigenschaften nach sich zieht.

Man hört häufig den Vergleich des lebenden Körpers mit einer Maschine. Ein Vergleich, der viel Bestechendes enthält, wenn er auch natürlich nicht erschöpfend ist. Gerade für unsere Betrachtung erweist er sich aber als fruchtbar. Ist es doch sofort einleuchtend, daß ein Mechanismus um so weniger Störung ausgesetzt, um so leichter in Ordnung zu bringen sein wird, je einfacher er ist, je weniger Räder, Federn, Schrauben und Schräubchen ineinandergreifen, zusammenarbeiten müssen, um einen fehlerlosen Gang zu gewährleisten.

Eine dieser lebenswichtigen Eigenschaften, die dem Menschen und den höheren Tieren fast vollständig abhanden gekommen zu sein scheint, ist das Regenerationsvermögen, die Fähigkeit, verletzte oder verloren gegangene Teile des Körpers durch Neubildung wiederzuersetzen. Wenn einem Menschen ein Arm oder ein Bein amputiert wird, ist er verurteilt, sein ganzes ferneres Leben als Krüppel zu verbringen. In manchen Fällen freilich kann auch bei ihm noch ein gewisser Ersatz dadurch geschaffen werden, daß durch Uebung und Gewohnheit der andere gesunde Teil sich kräftiger ausbildet und den Verlust weniger fühlbar macht. Wird, um auch dafür einige Beispiele zu nennen, die eine Niere auf operativem Wege entfernt, so vermag die stehengebliebene fast bis zur doppelten Größe anzuwachsen und die gesamte Arbeit der Harnausscheidung in normalem, ungeschmälertem Maße zu vollziehen. Entfernt man die Milz, dann läßt sich schon nach kurzer Frist eine Vergrößerung der übrigen Lymphdrüsen des Körpers beobachten. Auch der Einarmige wird mit der Zeit durch ständige Uebung seinem einen Arme eine größere Geschicklichkeit und Kraft zu verleihen wissen, als ihm früher zukam. Immer aber bleibt er ein Krüppel und seinen gesunden Gefährten unterlegen. Wieviel besser sind in dieser Hinsicht doch die einfacheren Lebewesen gestellt, bei denen rasch selbst schwere Verletzungen ausgeheilt und verloren gegangene umfangreiche Teile des Körpers einfach durch Neubildung wieder ersetzt werden können.

So große Unterschiede die zahlreichen tierischen Arten in ihrem Bau aufweisen, so verschieden verläuft bei ihnen auch der Regenerationsvorgang. In den letzten Jahrzehnten ist auf diesem Gebiete von den Forschern aller Nationen eifrig gearbeitet worden. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus, und heute bereits verfügen wir über ein ganz gewaltiges, wohlgesichertes Beobachtungsmaterial, das freilich noch in manchen Fällen einer befriedigenden Deutung harrt. Die Lehre von der Regeneration ist ein im wahren Sinne des Wortes modernes Gebiet der biologischen Wissenschaft, das erst zum kleinen Teil durchforscht ist; da wird es natürlich noch harter Arbeit und tiefgründiger Untersuchungen bedürfen, ehe wir die zahlreich festgestellten Tatsachen wirklich wissenschaftlich werden verwerten und in ihrem vollen Umfange ausdeuten können. Das aber bleibt die Hauptsache! Denn so interessant auch solche isolierten Tatsachen an sich sein mögen, welches Staunen sie bei Laien und Forschern hervorrufen können, einen wirklichen Wert gewinnen sie doch erst, wenn sie uns zu einer allgemeineren Erkenntnis führen. Die Tatsachen selbst stellen gewissermaßen nur das Rohmaterial dar, aus dem der Bauherr später das Haus zimmert.

Wenn wir hier auf knappem Raume die Erscheinungen der Regeneration besprechen wollen, so ist es klar, daß wir lediglich einige charakteristische Fälle herausgreifen und eine flüchtige orientierende Uebersicht des gewaltigen Materials bieten können.

Sagte ich vorhin, daß wir es bei der Lehre von der Regeneration mit einem sehr jungen Wissenszweige zu tun hätten, so darf das nicht so aufgefaßt werden, als hätten die älteren Forscher von dieser wichtigen Eigenschaft des lebenden Körpers überhaupt keinerlei Kenntnis besessen. Das ist nicht der Fall, finden sich doch bereits in den Werken des Vaters der Naturwissenschaften, des griechischen Philosophen Aristoteles sowie bei dem römischen Feldherrn und Schriftsteller Plinius einige Beispiele von Neubildungen verloren gegangener Körperteile bei verschiedenen Tieren erwähnt. Zum erstenmal wissenschaftlich untersucht jedoch wurde das Regenerationsvermögen eines Tieres erst sehr viel später. Dies Verdienst gebührt dem englischen Forscher Trembley, der im Jahre 1744 mit seinen berühmt gewordenen Versuchen an unserem kleinen Süßwasserpolypen, **Hydra viridis**, an die Oeffentlichkeit trat. Auch wir wollen hier diese klassischen Experimente an der Hydra zum Ausgangspunkte wählen.

Das zierliche, etwa einen Zentimeter lange Tierchen, führt in unseren Gräben und Teichen ein stilles, wenig bemerktes Dasein; aber jeder, der sich mit der Einrichtung eines Aquariums beschäftigt hat, wird es doch schon an den Würzelchen der Wasserlinsen (Lemna) oder den Wandungen des Glases sitzend, entdeckt haben; fällt einem das Tierchen doch leicht durch seine so ganz ungewohnte, strahlige Gestalt auf. Obgleich ein Angehöriger des Tierreiches, ist die Hydra zu einem seßhaften Leben verurteilt. Mit einer kleinen Fußscheibe haftet sie fest an ihrer Unterlage und bewegt sich freiwillig nicht von ihrem Platze. Der Körper des Polypen besteht aus einem dünnwandigen, langgestreckten Schlauch, an dessen freien Ende die Mundöffnung liegt, umgeben von einem Kranz langer, fadenförmiger, mit Nesselkapseln bewährter Fangarme (Tentakel), die zum Ergreifen der Beute dienen. Erschreckt, vermag sich das Tierchen zu einem formlosen Klumpen zusammenzuziehen, nimmt aber in der Regel schon nach kurzer Frist wieder seine normale schlanke Gestalt an. Im Süßwasser und auf dem Lande finden wir kein anderes Geschöpf,

R. Epp: **Ein Pfingststrauß.**

das der Hydra in ihrem Bau gliche; am ehesten erinnert das Tierchen noch an die farbenprächtigen Seerosen der Meere und die Korallenpolypen. In der Tat sind das auch die nächsten Verwandten.

Es ist noch gar nicht lange her, noch im verflossenen Jahrhundert rechneten die Forscher all diese abenteuerlichen Formen, die ja auch äußerlich so gar nichts Tierisches an sich haben, dem Pflanzenreiche zu. Auch Trembley ging ursprünglich bei seinen Versuchen an dem kleinen Süßwasserpolypen noch von der Ansicht aus, daß er es mit einer Pflanze zu tun hätte. Erst im Verlaufe seiner Arbeiten befestigte sich bei ihm mehr und mehr die Ueberzeugung, daß die Hydra ein echter Angehöriger des Tierreiches wäre, eine Annahme, die durch die sorgsamen Arbeiten Peyssonnels zur Gewißheit erhoben wurde.

Schneidet man aus dem Körper der Hydra mittels zweier Querschnitte einen nicht zu schmalen Ring heraus, so ist es das erste, daß sich die Wandungen des Ringes stark verkürzen und die Wundränder sich fest aneinanderlegen. Aus dem Ringe entsteht auf diese Weise eine kleine, allseitig geschlossene Hohlkugel. Doch schon nach kurzer Frist beginnt sich die Kugel in die Länge zu strecken. Dann dauert es unter günstigen Bedingungen nur noch ein oder zwei Tage, bis sich an dem unteren Ende des Schlauches eine neue Fußscheibe und an der entgegengesetzten Seite vier Fangarme auszubilden beginnen. Endlich gelangt eine Mundöffnung zum Durchbruch und wir haben wieder eine typische Hydra vor uns, die sich nur durch ihre geringere Größe von dem ursprünglichen Tiere unterscheidet. Ein eigentliches Wachstum hat bisher noch nicht stattgefunden, vielmehr ist die Ausheilung des Schadens im wesentlichen durch eine Umlagerung und Umformung der verschiedenen Gewebe des Teilstückes erfolgt. Unter günstigen Ernährungsbedingungen vermag dann freilich der Polyp nachträglich rasch zur normalen Größe von etwa ein bis zwei Zentimeter heranzuwachsen.

Falls ein Aquarienliebhaber diesen einfachen Versuch, den man schon bei schwacher Lupenvergrößerung in allen seinen Phasen bequem zu verfolgen vermag, nachzuprüfen wünscht, so sei erwähnt, daß die Regeneration im warmen Wasser von etwa 20 Grad rascher und sicherer verläuft als im kalten. Man kann nun diese Experimente an der Hydra in verschiedenster Weise variieren. Schneidet man dem Tiere z. B. den Tentakelkranz (Fangarme) ab, so wird natürlich auch nur dieser neugebildet. Spaltet man den Kopf der Länge nach, ohne den Schnitt vollständig durchzuführen, so ergänzt sich jeder der beiden Lappen selbständig, so daß ein zweiköpfiges Tier entsteht, ja man vermag auf diesem Wege Mißgestalten mit sieben, acht oder wohl noch mehr Köpfen zu erzielen.

Durch Zerschneidung des Polypenkörpers in zahlreiche Teilstücke gelingt es einem leicht, eine schnelle Vermehrung seines Hydrenbestandes zu erzielen, da jedes, selbst das kleinste Stück unter günstigen Bedingungen zu einem ganzen Polypen auszuwachsen vermag. Ja nach den Angaben Jägers soll die Regenerationsfähigkeit so groß sein, daß sich sogar aus jeder einzelnen isolierten Zelle des Polypenkörpers ein neues Tier entwickeln kann. Bei Hydra grisea, einer nahe verwandten Art unseres gemeinen grünen Süßwasserpolypen, vermochte Jäger nämlich zu beobachten, wie sich der Polypenkörper bei eintretenden ungünstigen Lebensbedingungen selbständig in einen großen Haufen einzelner Zellen auflöste und wie diese Zellen dann noch Wochen hindurch ein freies Leben führten. Wenn man die Herkunft dieser winzigen Lebensformen nicht gekannt hätte, man würde sie unbedingt für kleine einzellige Wechseltierchen gehalten haben, wie sie zahlreich überall im Süßwasser leben. Unser Gewährsmann vermutet, daß die Polypenzellen in diesem Zustande überwintern, um dann mit Beginn der wärmeren Jahreszeit wieder zu vollständigen Tieren auszuwachsen. Diese Annahme ist nicht unwahrscheinlich, haben doch die Arbeiten von F. Peebles die erstaunliche Regenerationskraft des Polypenkörpers erwiesen und gezeigt, daß Teilstücke von nur ⅙ Millimeter Durchmesser, die man mit dem Messer aus der Körperwand der Hydra trennt, noch regenerationsfähig sind und ein neues Tier entstehen lassen können. Das ist in der Tat eine Lebenszähigkeit, die im Tierreiche wohl einzig dasteht.

Ich habe mich bei den Regenerationserscheinungen der Hydra etwas länger aufgehalten, veranschaulichen sie doch in außerordentlich deutlicher Weise das Wesen und den Verlauf des Regenerationsprozesses. Dann aber vermag auch jeder, der für derartige biologische Fragen Interesse besitzt, diese Versuche, wie ich schon hervorhob, ohne große Mühe zu wiederholen.

Schon hier zeigte es sich, in welch enger Beziehung der Regenerationsvorgang zu der ungeschlechtlichen Vermehrung steht, eine Tatsache, die wir immer wieder bestätigt finden werden. Ja, einige Forscher sind der Ansicht, daß sich die ungeschlechtliche Fortpflanzung mittels Teilung oder Knospenbildung aus dem Regenerationsvermögen herleiten läßt.

Man hat häufig darüber gestritten, ob das Regenerationsvermögen eine ursprüngliche Eigenschaft des lebenden Organismus ist oder ob man es vielmehr als eine erst allmählich herangezüchtete Anpassungserscheinung an die Forderungen besonderer Lebensbedingungen auffassen muß. Dieser Widerstreit ist noch lange nicht entschieden. Die Meinungen der verschiedenen Forscher gehen hier diametral auseinander. Wir wollen bei dieser Frage nur kurz verweilen. Wenn man sieht, daß in zahlreichen Fällen gerade die Teile des Körper eines Tieres, die häufig Verletzungen ausgesetzt sind (ich brauche da nur an den Schwanz der Eidechsen oder an die Beine, Fühler und Scheren der Gliedertiere zu erinnern), auch am leichtesten wieder ersetzt werden können, so will es in der Tat scheinen, daß die Regeneration eine durch natürliche Auslese erzeugte Anpassung ist.

Diese Anschauung erfährt auch eine gewisse Bestätigung durch die Erfahrung, daß das hohe Regenerationsvermögen dieser besonders exponierten Körperteile häufig mit der Fähigkeit zur Selbstverstümmelung oder Autotomie verknüpft ist. So ist es eine schon den alten griechischen Naturforschern bekannte Sache, daß eine Eidechse, von ihrem Verfolger am Schwanze gepackt, ihn fahren lassen und sich flüchten kann. Wie Leydig zuerst feststellte, sind nämlich die Schwanzwirbelkörper der Eidechse vom siebenten an mit einer besonders vorbereiteten Bruchstelle ausgerüstet, an der das Tierchen im Falle der Gefahr den Schwanz mittels kräftiger Muskelbewegung abzubrechen vermag. In ganz ähnlicher Weise sind auch die Beine und Scheren der Krebse und anderer Gliedertiere mit Bruchstellen versehen, an denen bei Verletzungen die Abtrennung erfolgt.

Sehr interessant ist in dieser Hinsicht namentlich das Verhalten einer Landschneckenart der Philippinen, welche Semper dort in großen Scharen auf den Bäumen lebend antraf. Beim Sammeln der auffallend lebhaften und beweglichen Schnecken mußte Semper wiederholt die unangenehme Erfahrung machen, daß ihm die Tiere, wenn er sie schon sicher zu haben glaubte, doch noch entkamen. Sowie er nämlich den lang hervorstehenden Fuß der Schnecken ergriff, brach er dicht hinter dem Gehäuse ab, das Tier rollte zu Boden und war in dem unentwirrbaren Blättergrund nicht mehr zu finden. Da die Schnecken in der Regel wohl auch von ihren tierischen Verfolgern an dem am meisten hervorspringenden Fußteile gepackt werden, so bedeutet natürlich für sie die leichte Ablösbarkeit des Fußes einen unschätzbaren Vorteil, um so mehr, als er rasch wieder nachwächst.

Diese und noch zahlreiche andere Beispiele scheinen in der Tat sehr dafür zu sprechen, daß das starke Regenerationsvermögen eine im Laufe der Zeit erworbene Anpassung des Organismus ist. So scheut sich denn auch Weismann nicht, zu behaupten: „Es gibt demnach keine allgemeine Regenerationskraft, sondern dieselbe ist bei ein und derselben Tierform abgestuft nach dem Regenerationsbedürfnis des Teiles, das heißt in erster Linie nach der Ausgesetztheit desselben."

So fraglos, wie Weismann es hier ausspricht, liegen die Verhältnisse leider doch nicht. Wie will man es mit dieser Auffassung z. B. in Einklang bringen, daß auch manche inneren Organe, die doch wirklich nicht leicht Verletzungen ausgesetzt sind, ein sogar recht bedeutendes Regenerationsvermögen besitzen. Viele Arten von Seegurken (Holothurien) brechen schon auf geringe Reize hin ihre wichtigsten inneren Organe, Darm, Wasserlungen und andere Teile der Eingeweide, durch Mund und After aus und vermögen sie wieder neu zu bilden. Wie will man da eine „Anpassung an besondere Lebensbedingungen", eine „durch Naturzüchtung entstandene Zweckmäßigkeit" konstruieren. Es ist der große Fehler, der sich unter dem Einfluß der Darwinschen Lehre herausgebildet hat, daß man jetzt jede Eigenschaft des lebenden Körpers, nur weil man keine andere Erklärung dafür finden kann, als eine zweckmäßige „Anpassungserscheinung" zu deuten versucht, als sich lieber vorläufig mit einem „wir wissen es noch nicht" zu begnügen. Dem Fortschritt der Erkenntnis leistet man durch eine solche dogmatische Auffassung nur schlechten Dienst.

Im gewissen Gegensatz zu Weismanns Auffassung steht es auch, daß man bei allen Arten der Urtierchen ein sehr weitgehendes Regenerationsvermögen findet. Das scheint doch darauf hinzudeuten, daß die Wiedererneuerung verlorener Teile eine ganz allgemeine und ursprüngliche Eigenschaft jeder Zelle ist, die nur in vielen Fällen den Körperzellen der höheren Tiere infolge allzu einseitiger Differenzierung abhanden gekommen ist. Mit dieser Deutung steht auch die Tatsache in gutem Einklang, daß Embryonen, auch solche der höchsten Säugetiere, die doch wirklich Verletzungen nur wenig ausgesetzt sind, im allgemeinen ein größeres Regenerationsvermögen besitzen als die erwachsenen Tiere.

Doch kehren wir jetzt noch kurz zu dem Regenerationsverlauf bei den verschiedenen Klassen des Tierreiches zurück. Besonders im Reiche der Würmer finden wir in großer Zahl günstige Objekte für derartige Versuche.

In vielen Gegenden unserer Heimat, namentlich in den Bergländern, sind die Bäche und Teiche von eigentümlichen kleinen Plattwürmern, den sogenannten Planarien, bevölkert. Wie schon der Name besagt, ist der längliche, sehr stark bewegliche Körper der Tiere stark abgeflacht. Die in einem muskulösen ausstülpbaren Rüssel endigende Mundöffnung liegt mitten auf der zu einer Kriechsohle umgewandelten Bauchseite, während die leicht gewölbte Rückenseite an ihrem vorderen Ende die einfach gebauten Augen trägt. Wie bei den Hydren scheint auch bei diesen Tieren die Lebenskraft schier unverwüstlich zu sein. Man kann sie der Länge und der Quere nach zerstückeln, stets vermögen sie in kurzer Zeit die verlorenen Teile wieder zu ergänzen, und winzige Teilchen, die man aus einer beliebigen Stelle des Tieres herausschneidet, ergänzen sich wieder zu vollständigen Planarien.

Während bei den Planarien sich eine Regeneration in der Regel nur nach künstlichen, operativen Eingriffen beobachten läßt, tritt sie bei verschiedenen anderen Arten von Plattwürmern im normalen Leben in Verbindung mit der ungeschlechtlichen Fortpflanzung von selbst auf. Ein schönes Beispiel dafür bietet der kleine Strudelwurm Mikrostomum. Bei Erreichung einer gewissen Größe schickt sich das Tierchen zur Teilung an. Zuerst macht sich etwa in der Mitte des Wurmkörpers eine leichte Ringfurche bemerkbar. Nicht lange, so treten unterhalb dieser Teilungslinie eine neue Mundöffnung, Augenflecke und die übrigen wichtigen Organe des Kopfabschnittes hervor. Damit ist das Tierchen vorbereitet, sich in zwei Individuen zu zerlegen. Ja, bei dem Mikrostomum entstehen die die ungeschlechtliche Vermehrung einleitenden Neubildungen oft in so rascher Folge, daß noch vor der Durchschnürung in den beiden Hälften schon wieder neue Teilungsgrenzen angelegt sein können, und diese Enkelgeneration trägt bisweilen bereits die Organanlagen für die Urenkel. Bei anderen Würmern zerlegt sich das Muttertier ohne alle Vorbereitungen in zwei oder mehr Stücke, die dann erst nach der Durchschnürung die fehlenden Organe neu bilden.

Bekannt ist auch das hohe Regenerationsvermögen vieler höherer Wurmarten, wie vor allem unseres gemeinen Regenwurmes. Hier zeigt es sich aber, daß nicht alle Teile des Körpers gleichmäßig damit ausgestattet sind. Während nämlich selbst umfangreiche Partien des hinteren Körperendes leicht ersetzt werden, ist die Regeneration des Kopfteiles meist eine recht unvollständige. Wir erfuhren bereits, daß unter den Stachelhäutern die Seegurken ihre inneren Organe neubilden können. Die Seesterne vermögen ihre Arme abzuschnüren und jeder Arm kann einen ganzen Stern erzeugen. Bei den Gliedertieren ist das Regenerationsvermögen bereits erheblich geringer. Es beschränkt sich auf die Neubildung verloren gegangener Beine, Fühler und Scheren. In seltenen Fällen können auch noch wichtigere Organe, wie die Augen der Krebse, ersetzt werden.

Bei der Augenregeneration der Krebse konnte Herbst eine sehr eigentümliche Beobachtung machen. Schnitt der Forscher einem höheren Krebse ein Auge zugleich mit dem dazugehörenden Nervenzentrum, dem Augenganglion, heraus, so entwickelte sich an Stelle des Auges ein Fühler, beschränkte sich die Operation dagegen lediglich auf die Herausnahme des Auges und blieb das Nervenzentrum erhalten, dann entstand wieder ein neues Auge.

Auch in verschiedenen anderen Fällen ließen sich solche Heteromorphosen, d. h. der Ersatz eines verlorenen Teiles durch andersartige Bildungen, feststellen. So bildet eine Planarie, deren Körper man unmittelbar hinter dem Kopfteile abschneidet, häufig nicht einen neuen Hinterleib, sondern einen frischen Kopf, und es gewährt einen sehr eigenartigen Anblick, dieses so entstandene Tier zu sehen, das nur aus zwei gegeneinander gerichteten Köpfen besteht.

Unter den Wirbeltieren endlich besitzen entschieden noch die Schwanzlurche die stärkste Regenerationskraft und vermögen nicht nur ihre Schwänze, sondern sogar noch die Beine zu regenerieren. Wie bereits der Abbé Spallanzani feststellte, bildete ein Molch nicht weniger als sechsmal hintereinander die abgeschnittenen Beine neu. Durch entsprechend angebrachte Schnittwunden lassen sich bei diesen Tieren die wunderlichsten Mißbildungen erzeugen. Das Erstaunliche gelang darin wohl Tornier, der Frösche mit drei Paar Hinterbeinen und Molche mit zwei Köpfen und zwei Schwänzen aufzog. Sogar bei Schlangen, die verhältnismäßig ein recht geringes Regenerationsvermögen besitzen, gelang es ihm, noch zweiköpfige Tiere zu erzielen.

Wie ich schon am Beginn hervorhob, ist bei den höchsten Vertretern der Tierwelt, den Vögeln und Säugetieren, die Regenerationskraft fast erloschen; sie beschränkt sich hier auf die Ausheilung von Wunden, die Regeneration drüsiger Organe und den Ersatz von Haut und Hautgebilden. Alle Nachrichten, daß auch diese höchsten Tiere unter günstigen Verhältnissen wichtigere Organe neu zu bilden vermochten, konnten einer wissenschaftlichen Kritik nicht standhalten. Die einzigen Fälle, die hier mit Sicherheit beobachtet wurden, beziehen sich auf eine gelegentliche Neubildung der Linse im menschlichen Auge nach der Staroperation. Ebenfalls hat Podwynowski festgestellt, daß einige Säugetiere ihre Nieren zu regenerieren vermögen. Zuletzt möchte ich noch eine sehr auffallende Beobachtung mitteilen. Man sollte eigentlich vermuten, daß bei wiederholten Neubildungen die Regenerationskraft allmählich nachließe. Das scheint aber durchaus nicht immer der Fall zu sein. Schneidet man z. B. einer Wasserassel immer wieder die neuentstandenen Beine ab, so beginnt nach der siebenten oder achten Operation auf einmal ein Riesenwachstum und es entstehen Tiere, deren Gliedmaßen mehr als das Doppelte der normalen Länge erreichen können.

Sommerglücksritornelle.

Lichtschimmernder Goldregen.
Mein Herz ist hoch und hell. Und meine Sehnsucht
geht wie ein Kind auf stillen Juniwegen.

Rotblühende Rosenbäume.
Sang nicht mein Herz so junge, süße Lieder . . .
Klingt es nicht wieder: Träume . . Schäume . . ?

Geisblattblüten.
Ich kniee wirr vor dir in Glück und Trauer,
und meine Seele weiß ich nicht zu hüten.

Rosengarten.
Und müssen deine heißen Blüten sinken,
fromm will ich deiner keuschen Knospen warten.

Rosenlauben.
Versteckst du dich? Dein Lachen klingt und flattert
zu mir wie Flügelschlag der Silbertauben.

Reifende Aehrenfelder.
Die Wogen der Glückseligkeit ziehn her,
und vor uns liegen Freyjas heilige Wälder.

Ernteglocken.
Brich auf, mein Herz, und juble mit den Winden
dein tiefes, volles Glück- und Lichtfrohlocken.

Weiße Winden.
Mir ist, als müßt ich deines Lebens Spur
schon fern in meinen Kindertagen finden.

Daliensterne.
Ich kränze dich und heb dich hoch empor,
du schlanke Königin der blauen Ferne.

Weinlaubkränze.
Ihr Diener meiner Herrin, schafft mir Wein
und Hörner, Geigen! Auf! Musik und Tänze.

Robert Walter-Freyr.

Feuilleton.

Negerworte.*

Der Tanz der Maus gefällt der Katze nie; wenn sie auch noch so schön tanzt.

*

Wenn ein einzelner Baum sich dem Winde widersetzt, so zerbricht er.

*

Wer eine schöne Frau heiratet, nimmt Unruhe ins Haus.

*

Auch der Stärkste kann nicht über die Erde springen.

*

Wenn der Dichter auch gestorben ist, seine Zunge verfault nicht.

*

Du hast zwei Ohren, doch hörst du das Wort nicht doppelt.

*

Wenn einer am Morgen Glück hat, so braucht er deshalb noch nicht zu lachen.

*

Ist im Fuß ein Dorn, zieht ihn die Hand heraus; ist aber in der Hand ein Dorn, zieht ihn der Fuß nicht heraus.

*

Der Speichel lebt immer bei der Zunge und doch wirft ihn die Zunge manchmal hinaus.

*

Wenn du zu lange unter einem Baume ruhst, machen dir die Vögel auf den Kopf.

*

Der Schwimmer sieht nicht seinen eigenen Rücken.

*

Schlechte Augen sind besser als blind sein; oder faule Zähne sind besser als ein leerer Mund.

* Ueber die Denkweise und das Gemütsleben der Neger besitzen wir vor der Hand eine noch immer recht spärliche Literatur; neuerdings ist diese wieder um ein beachtenswertes Buch „Volkskundliches aus Togo", Märchen und Fabeln, Sprichwörter und Rätsel, Lieder und Spiele, Sagen und Täuschungsspiele der Ewe-Neger von Togo (C. A. Koch, Dresden und Leipzig, Pr. 7 Mk.), bereichert worden, dem auch unsere Zitate als Proben entnommen sind. Josef Schönbärl, Lehrer in Lome (Togo), hat den reichen Inhalt des Buches mit anerkennenswertem Geschick zusammengestellt; es steckt viel Mühe, Arbeit und Ausdauer in dieser Sammlung, deren ethnographischer Wert u. a. noch dadurch wesentlich erhöht wird, daß den wiedergegebenen Liedern auch die Melodien beigefügt sind. D. Red. d. „N. W."

Josef Haydn. An Josef Haydn denken, heißt nicht bloß, sein Bild im Spiegel seiner spezifischen Heimat und der damaligen Zeitverhältnisse in kultureller Hinsicht erfassen, sondern auch zugleich den Stand der Musik im besonderen uns vor Augen führen. Wie ein Bach und Händel nur in der kritisch strengen Atmosphäre des niederdeutschen Protestantismus die Nährkräfte für ihre Schaffensrichtung zu finden vermochten, so konnte hinwiederum ein Haydn nur in Oesterreich für seine Mission heranreifen.

Josef Haydn wurde vermutlich am 31. März 1732 zu Rohrau, einem unscheinbaren Marktflecken am linken Ufer der Leitha, unweit der ungarischen Grenze geboren. Hier hantierte sein Vater, nachdem er von langjähriger Wanderschaft durch ganz Süddeutschland heimgekehrt war, geheiratet und sich sein Häuschen gebaut hatte, als Stell- und Rademacher. Des Vorteils, einer Musikerfamilie zu entstammen, wie Mozart und Beethoven, konnte sich Haydn also nicht rühmen. Gleichwohl waren die rechtschaffenen tüchtigen Eltern für Musik sehr empfänglich. Der Vater pflegte sich seine Lieder abends nach vollbrachter Arbeit auf der Harfe zu begleiten, ohne eine Note zu kennen; und dann sangen Mutter und die Kinder regelmäßig mit. Im übrigen verflossen Haydns erste Knabenjahre in notgedrückter Einförmigkeit unter dem Strohdache der elterlichen Lehmhütte und in der eintönigen reizlos flachen Niederung seines Heimatdörfchens. Einzige Abwechselung bot allenfalls der stattliche Schloßpark der gräflich Harachschen Familie, bei der Haydns Mutter vor ihrer Verheiratung als Köchin bedienstet gewesen war; vielleicht auch der nahe Grenzverkehr mit der gemischten ungarischen Bevölkerung. In dieser engen freudlosen Umgrenzung keimte das musikalische Talent des kleinen „Seppel" still empor, sich durch eine auf die Musik lenkende Gedächtniskraft und durch das lebhafte Gefühl für Rhythmus offenbarend. Es war gut, daß Haydn schon als fünfjähriger Knabe dem Elternhause entzogen wurde. Fortan weilte er unter Berufsmusikanten.

Zunächst kam er in das Haus eines Verwandten, eines Schulrektors und Organisten. Wohl war es ein trauriges Los, das der Knabe gezogen hatte. In der Schule beschränkte sich der Unterricht lediglich auf Lesen, Schreiben und Rechnen. Dafür lernte Haydn singen, ministrieren und nebst Klavier und Geige alle damals gebräuchlichen Instrumente spielen. So nutzbringend das war, wäre er doch im handwerksmäßigen Musikantentum stecken geblieben, wenn er nicht mit acht Jahren in die Domchorschule des Wiener Hofkomponisten und Kirchenkapellmeisters Reutter gekommen wäre.

Nunmehr begannen Haydns Lehr- und Leidensjahre. Uebermäßige Arbeit, die sich auf das Singen im Dom, bei Privatfestlichkeiten und Mitwirkung bei Hofkonzerten erstreckte — aber ein Hungerleben nebenher. An systematischen Musikunterricht verschwendeten die Lehrer die wenigste Mühe, und Haydn gesteht, daß er „eigentliche Lehrer nicht gehabt" hätte. Wenn er es gleichwohl während dieser zehnjährigen Lehrzeit zu einem tüchtigen Sänger und Instrumentalisten brachte, so verdankte er das alles seiner genialen Begabung und seinem rastlos vorwärtsdrängenden Fleiße. Er studierte, ganz auf sich angewiesen, Tag und Nacht. „Wenn meine Kameraden," erzählte einmal der 76jährige Greis, „spielten, nahm ich mein Klavier unterm Arm und ging damit auf den Boden, um mich ungestörter auf selbem üben zu können." Desgleichen betrieb er das Studium des Tonsatzes. Sein Produktionsdrang regte sich früh und mächtig. Jedes Blättchen Papier wurde mit Kompositionsversuchen beschrieben. Nebstbei bekam er beim täglichen Kirchendienst und anderen Gelegenheiten eine stattliche Menge Musik — einheimische und fremdländische, religiöse und weltliche — zu hören. Das Beste nahm er in sich auf; und als er im Alter von fast 18 Jahren das Kapellhaus verließ, gebot er über eine Könnerschaft, die den engen Kreis des handwerksmäßigen Musikantentums siegreich durchbrochen hatte.

Nun beginnt ein neuer Abschnitt seiner Künstlerlaufbahn. Zunächst freilich ist dem jungen Musiker der Boden als Sänger entzogen. Mittel- und obdachlos steht er da; nur die Kleider, die er am Leibe trug, waren sein einziges Besitztum. Es war tief im November. Er ist genötigt, eine Nacht im Freien zu verbringen. Halbverhungert und vor Kälte fast erstarrt findet ihn anderen Morgens ein ihm bekannter Kirchensänger, der ihn, obwohl selbst ein armer Teufel und Familienvater, bei sich aufnimmt. Elend schlägt er sich nun den Winter über mit allerhand musikalischen Dienstleistungen durch, bis ihm jemand ein Darlehn von 150 Gulden macht. Jetzt mietet er sich eine ofenlose Dachkammer; und obgleich Wind, Regen und Schnee durch die Dachritzen fegen: — wenn der Künstler, vor seinem alten wurmstichigen Spinett sitzend, den Eingebungen seines Genius folgte und die Finger über die Tasten tanzen ließ, dann beneidete er, sagte er einmal, „keinen König um sein Glück". Natürlich mußte er sein kärglich Brot mühsam durch Erteilung von Klavier- und Gesangslektionen, Mitwirkung bei sonntäglichen Kirchenkonzerten, sowie als Violinist bei Serenaden und Tanzbelustigungen verdienen. Allerhand Kompositionen für Tasten-, Blas- und Streichinstrumente, teils für seine Schüler, teils auch für Musikanten geschrieben, legten den Grund zu Haydns bleibender Bedeutung als eigentlichen Schöpfer der Instrumentalmusik, speziell des modernen Orchesters. Vorläufig aber mußte er noch Jahr um Jahr im Joche der Armut gehen. Wohl wurde man auf ihn aufmerksam, wohl kam das Glück einigemal in seine Kammer. So gelangte beispielsweise eine komische Oper: „Der neue krumme Teufel", zu der Haydn im Auftrage des damals populären Komikers Joseph Kurz die Musik geschrieben hatte und wofür er 24 Dukaten Honorar erhielt, zur Aufführung. Auch wurde er Korrepetitor bei dem berühmten Komponisten und Gesangslehrer Porpora. Aber wenn ihm einerseits aus dieser Anknüpfung großer Gewinn als strebender Künstler erwuchs, wenn er auch „im Gesang, in der Kompositionstechnik und in der italienischen Sprache sehr viel profitierte", endlich nicht zum wenigsten mit der italienischen Kammermusik näher vertraut wurde und auch mit bedeutenden Musikern in persönliche Berührung kam, so blieb er andererseits doch in sklavischer Abhängigkeit; denn Porpora behandelte seinen Schüler wie einen Domestiken und mutete ihm sogar die niedrigsten Bedientenleistungen zu. Es scheint daher als sehr fraglich, ob Haydn jemals aus der Misere eines simplen Klavierlehrers herausgekommen wäre, wenn nicht ein Graf Fürnberg eine entscheidende Wendung seines Schicksals herbeigeführt hätte. Gleich vielen österreichischen Aristokraten pflegte dieser in seinem Schlosse einen Kreis kunstbegeisterter Dilettanten zum Zwecke musikalischer Unterhaltungen zu versammeln. Er lud auch Haydn ein, der sich an den Produktionen als Violinist, hauptsächlich aber als Komponist von Streichtrios für die Gesellschaft beteiligte. Zufällig kam er auf diejenige Gattung, in der er nicht nur für seine Gedanken die adäquateste Ausdrucksform fand, sondern zugleich den wichtigsten Faktor der ganzen Instrumentalmusik zur formellen Entwickelung bringen sollte. Und diese Gattung, in der auch der Schwerpunkt seiner Begabung lag, war das Quartett. Nicht, daß es eine neue Erscheinung gewesen wäre; aber durch Haydn wurde sozusagen erst sein eigentliches Wesen und seine Bestimmung enthüllt. Dem ersten Quartett für zwei Geigen, Viola und Cello ließ Haydn in kurzen Zwischenräumen 17 weitere folgen, außerdem noch sechs Scherzandi, in denen er zu den Streichern noch Flöte, Oboe und Waldhorn gesellte. Auch in materieller Hinsicht erwies sich Fürnbergs Gönnerschaft von Bedeutung. Durch seine Empfehlung erhielt nämlich Haydn 1760 Anstellung als Kapellmeister und Komponist der gräflich Morzinschen Kapelle, mit einem Jahresgehalt von 200 Gulden, sowie freier Wohnung, nebst Kost — an der „Offizianten"- recte Bediententafel. Viel war das freilich nicht; immerhin doch eine sichere Brotstelle, die den Künstler vor dem Verhungern schützte und ihm die Gründung eines eigenen Hausstandes ermöglichte. Allerdings lud sich Haydn mit seiner unverträglichen, verschwendungssüchtigen, dabei bigotten und bornierten Frau, die seine Partituren am liebsten zu Lockenwickeln oder Pasteten unterlagen zu verwenden pflegte, ein schweres Kreuz auf. Obendrein verlor er schon nach Jahresfrist seinen Posten, weil Graf Morzin wegen Vermögensverfall genötigt war, das Orchester aufzulösen.

Glücklicherweise engagierte ihn der Fürst Esterhazy in Eisenstadt als zweiten Kapellmeister, und vertraute ihm später die oberste musikalische Leitung seines Schloßtheaters zu Esterhaz. In dieser praktischen Tätigkeit verblieb Haydn 28 Jahre; und hier wuchs er zu seiner Größe hinan — trotz der Zwitterstellung von Beamten- und Bediententum, die ihm zugemutet wurde. Denn er stand im Rangverhältnis der fürstlichen „Haus-Offizianten", mußte uniformiert gehen und hatte täglich zweimal die Befehle der Herrschaft entgegenzunehmen. Trotzalledem fühlte sich Haydn glücklich; denn er hatte als Chef des Orchesters die dem Komponisten so selten gebotene Möglichkeit des Experimentierens: er konnte so recht aus der Praxis heraus schaffen, um das zu werden, was ihm eigenste Bedeutung gibt: der Pfandfinder auf instrumentalem Gebiete. Von Eisenstadt nimmt Haydns Ruf als Komponist seinen Ausgang. Das war in Anbetracht der Menge und Eigenart seiner Schöpfungen kaum verwunderlich. Sie umfassen alle Gebiete der Tonkunst: Messen, Opern und Singspiele, Oratorien und Kantaten, Symphonien und sämtliche Zweige der Kammermusik, als da sind: unermeßlich viel Sonaten und Klavierkonzerte, Streichquartette und endlich einige Dutzend Lieder. Bei der ungeheuren Produktivität Haydns läßt sich die Gesamtzahl seiner Arbeiten aus der Eisenstädter Zeit nicht mehr feststellen; ja er selbst war nicht imstande, ein vollständiges Verzeichnis zu machen. In Anbetracht alles dessen, sowie besonders des glücklichen Umstandes, daß hunderte seiner Werke seit langem im Ausland, namentlich in England, verbreitet waren, ist es ja begreiflich, daß man in London lebhaft wünschte, den Meister nun auch persönlich kennen zu lernen. Er folgte auch dem Rufe von der Themse. Einmal im Jahre 1791 bis Juli 1792; und das zweite Mal 1794 bis August 1795. Reich an materiellen und künstlerischen Erfolgen, gefeiert und mit den höchsten akademischen Auszeichnungen und sonstigen äußeren Ehrungen beladen, kehrte er jedesmal nach Wien zurück. Die in London entstandenen zwölf Symphonien zeigen ihn auf dem höchsten Gipfel seiner Meisterschaft.

Aber in den nun folgenden stilleren Jahren, die sich Haydn — frei von jeder Sorge um die Zukunft und getragen von der Liebe und Verehrung der Mitwelt, hätte gönnen dürfen, erhob er sich gewissermaßen noch über sich selbst hinaus durch zwei neue gewaltige Werke. Es sind die Oratorien: „Schöpfung" und „Jahreszeiten", die durch die Kombination von Chor und Orchester bis dahin ohne Beispiel waren und geradezu für das 19. Jahrhundert epochale Bedeutung erlangten.

Ein Säkulum ist am 31. Mai verflossen, seitdem Haydn seinen Erdenlauf vollendet hat. Doch seine Musik, so recht das Produkt eines geistreich witzig plaudernden und hellfröhlich lachenden volklichen Lebens, umhüpft uns mit ihrer frischen, quellklaren Melodik, als wäre sie erst gestern erklungen. e. k.

Nachdruck des Inhalts verboten!
Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen in Berlin (Nieder-Schönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.